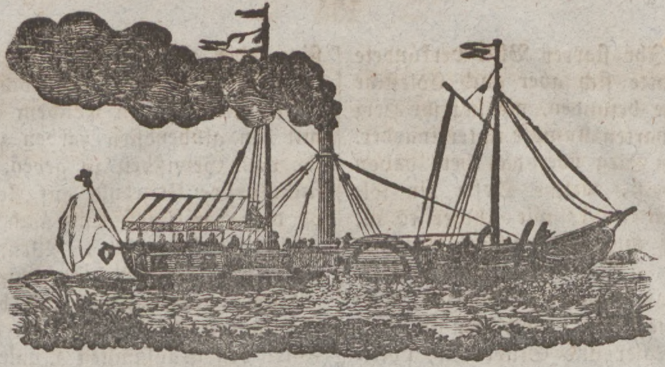
№ 37.

Dienstag, am 29. März 1842.



Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

An eine Freundin in Heidelberg.

Mit einem Exemplar meiner Vigilien. 1839.

Wie in des Winters wolkentrüben Tagen
Die Welt sich zeiget, ganz in Schnee verhüllt,
Und, ob auch spähend rings die Blicke fragen,
Sich nirgends zeigen will ein tröstend Bild,
So liegt auch jetzt mein Leben, eingeschneit
Vom schalen Wirken der Alltäglichkeit.

Und weil doch oft in jenen trüben Zeiten
Ein heller Sonnenblick die Nacht durchdringt,
Und selbst dem Wanderer, dem eingeschneiten,
Ein freundlich Hoffen aus dem Herzen zwingt,
Frag' ich mich oft: Warum denn blinkt kein Stern
Durch meine Nacht — wenn auch aus weiter Fern'?

O hätt' ich nur ein Täubchen auszuschicken,
Es würde gleich in alle Welt gesandt,
Ein einzig Epheublättchen mir zu pflücken
Von eines Gartenhäuschens grüner Wand,
Daß dran erspäh' mein zagendes Gemüth,
Ob noch der Hoffnung Grün am Neckar blüht.

Ich habe keine Täubchen auszusenden,
Daß sie mir holen das ersehnte Blatt,
Drum muß ich lieber selber Blätter spenden,
Zwar weiße nur, wie sie mein Garten hat.
Du weißes Blatt, mit Deinem schwarzen Lied,
Das Grün der Hoffnung ist Dir abgeblüht.

Und weiter habt ihr Blätter nichts zu sagen,
Eu'r Schwarz-auf-Weiß thut ja schon Alles kund;
Ein farb'ges zwar ist noch herum geschlagen,
Es ist nur eins, doch — blau wie Himmelsgrund.
Das blaue deutet auf Beständigkeit —
O Himmel! nur dies eine nicht verschneit!

Lebrecht Dreves.

Sie, Du und Er.

I.

Es war neun ein halb Uhr Abends. Cölestine verließ das Atelier der Modistin, bei welcher sie seit sechs Monaten arbeitete, und trat in einen Papierladen. Sie kaufte eine Lage Briefpapier und eine geschnittene Feder, und beeilte sich dann, ihr trauriges Dachstübchen zu erreichen, das im fünften Stocke eines alten Hauses auf einer der einsamsten Straßen der Hauptstadt gelegen war. Nachdem sie Hut und Hülle abgelegt, ein ganz neues Licht angezündet, und in ein früheres Pomade-Töpfchen, das jetzt die Stelle eines Dintenfasses vertrat, etwas frisches Wasser gegossen, setzte sie sich vor einen halb zerbrochenen Tisch, auf einen Stuhl, der kaum den Namen eines solchen verdiente. Sie nahm die Feder und tauchte sie in das Dintenfaß; aber eben als sie anfangen wollte zu schreiben, hielt sie plötzlich inne, legte ihren Arm auf den Tisch und stützte

das Haupt in die Hand. Ihr starrer Blick verkündete tiefes Nachdenken. Nie hatte sich aber auch Cölestine in einer so bedenklichen Lage befunden, nie lag ihr Herz und ihr Kopf in einem so harten Kampfe untereinander. Endlich schien der Kopf den Sieg über das Herz davon zu tragen. Aber man weiß, welche Opfer ein solcher Sieg kostet, denn man weiß, wie schwer es ist, einen glühenden Liebesbrief mit einer eisigen Antwort zu belohnen.

Ja! Cölestine hatte an demselben Morgen einen jener Briefe empfangen, wie sie zu Hunderten in einer Stadt cirkuliren, welche Maler und Studenten, poetische Ladenjünglinge, Officiere und Referendarien unter ihre Bewohner zählt. Letztere reihe ich vielleicht mit Unrecht diesem Suitierbunde zu. Die Referendarien von jetzt sind in der That nicht mehr der Schatten von dem, was sie ehesonst waren. Sie besitzen nicht mehr jenen kecken Uebermuth, jene frohe, heitere Lebenslust, die zu Liebesavanturen unumgänglich erforderlich, und womit ihre früheren Kollegen in so reichem Maaße versehen waren. —

Sieht man unsere Referendarien, wie sie, das bestaubte Aktenstück unter dem Arme, mit trüber, bekümmerter Miene in die geräuschvollen Hallen des Gerichts wandeln, so glaubt man Alumnen mit dem Gebetbuche zu erblicken, die in die Kirche gehen, um ein Miserere anzustimmen. Und wißt Ihr, was der Grund dieser Umwandlung? — Das dritte Examen! Ja, das ist das Gespenst, das ihnen keine Ruhe läßt, sie unaufhörlich verfolgt, ihre Freuden verbittert, ihre Lebenslust vernichtet. Das neue Examen-Edikt von 1840 ist der 18te Brûmaire für das heitere Referendarienthum.

Wird aber wirklich einmal das Herz eines Referendarius von ein Paar feurigen Augen entzündet, so wird der vorsichtige Jurist sich hüten, seine Liebe schriftlich zu erklären, er weiß aus seiner Prozeß-Ordnung, daß der Urkundenbeweis der gefährlichste. —

So viel ist gewiß, daß der Brief, welchen Cölestine empfing, von keinem Priester der Themis, sondern von einem Jünger des Apelles herrührte. Alfred Halling, ein junger Maler, hatte Cölestine einige Mal des Montags im Wintergarten und ein Paar Mal im Theater gesehen. Die schlanke Gestalt mit dem schönen, von dem Reiz der Unschuld umflossenen Antlitze, dem Rosenmunde, aus dem eine Perlenreihe hervorglänzte, den groß geschnittenen, feurigen Augen, von langen schwarzen Wimpern überschattet, war dem geübten Künstlerblicke Alfred's nicht entgangen, und hatte einen tiefen Eindruck auf sein Herz, vielleicht auch auf seine Sinne gemacht. Er suchte Cölestinens Bekanntschaft, und dem schönen jungen Manne, der mit äußerer Liebenswürdigkeit jenen poetischen Anstrich verband, der den Genossen seiner Kunst so eigen, konnte dies bei der zarten Aufmerksamkeit, mit der er Cölestinen entgegen kam, und den ehrfurchtsvollen Huldigungen, die er ihr darbrachte, nicht schwer fallen. — Alfred liebte Cölestine, oder glaubte sie zu lieben. Cölestine errieth wohl diese Liebe, aber glaubte noch nicht daran. Erst jener Brief Alfred's, in welchem er seine Gefühle gegen sie mit den glühendsten Farben zu schildern suchte, glaubte ihr volle Gewißheit zu geben. — Alfred harrte in sehnsuchtsvoller Ungeduld auf Antwort; er wollte wissen, ob das Herz Cölestinens noch frei war. Liebte sie ihn? Liebte sie ihn nicht? Wenn sie noch frei war, wer konnte sie hindern, ihm ihre Zukunft anzuvertrauen? Er starb vor Ungeduld und bebte von Hoffnung. Das Schlimmste, das es für ihn gab, war die Ungewißheit. Unter den grausamsten Qualen erwartete er ihren Urtheilsspruch, und, wie er auch ausfiel, es schwor, sich ihm zu unterwerfen; er erflehte nur von Cölestinen aus Mitleid, aus Barmherzigkeit, ihn nicht lange darauf harren zu lassen.

Ein Mädchen, das den Gefahren, welche aus einer solchen Antwort für sie erwachsen können, entgehen will, würde sich wohl gehütet haben, eine solche zu geben. Cölestine sah dies auch ein, aber ihr Gefühl siegte; nachdem sie in stürmischer Aufregung den ganzen Tag, wo sie so oftmals den Faden bei ihrer Arbeit verlor, und der ihr so viel Nadeln gekostet, zugebracht hatte, entschloß sie sich endlich zu antworten. Aber wie? In welchen Ausdrücken? Nicht die Orthographie war es, die sie in Verlegenheit setzte: man fürchtet nur die Gefahren, welche man nicht kennt: es war dies die Wahl der Worte, die Wendung der Phrasen. Cölestine fürchtete zu viel, und auch wieder nicht genug zu sagen: sie wollte nichts Schiefes, Zweideutiges, weder in den Gedanken, noch im Ausdrucke. Man kann natürliche Anlagen, man kann einige Romane von Karoline Pichler, geb. Greiner, und Amalie Schoppe, geb. Weise, gelesen haben, nichtsdestoweniger wird es für den, der seine Lebenszeit nur am Nähtische verbracht hat, immer schwierig bleiben, für den Gedanken die entsprechende Hülle, das treffende Wort zu finden.

Cölestine sann lange Zeit nach, und als sie immer keinen Buchstaben geschrieben, hielt sie für das Beste, sich dem Zufalle zu überlassen und ihrer Feder freien Lauf zu verstatten. Nur die erste Zeile geschrieben, und das Uebrige ergiebt sich dann von selbst; diese erste Zeile lautete also:

„Als ich Ihren Brief las, mein Herr, glaubte ich annehmen zu müssen, daß Sie sich in der Person getäuscht, an welche er gerichtet ist.“

Cölestine athmete jetzt leichter: „Diese Antwort“ sagte sie sich, „ist ganz vortrefflich, denn ich möchte wohl wissen, was in meinem Betragen Herrn Alfred Halling berechtigte, so an mich zu schreiben, als er gethan.“

Eine Waise seit ihrem sechszehnten Jahre, keinen andern Verwandten habend, als einen Onkel, der in Buchlau, einer kleinen Stadt in der Provinz, wohnte, und den sie kaum kannte, war Arbeit die einzige Quelle ihres Unterhalts, und sie hatte sich derselben mit Fleiß

und Eifer gewidmet. Sie hatte alle Vergnügungen geflohen, denen ihre Arbeitsgenossinnen so begierig nachgingen. Nie hatte man sie auf einem Balle, nur selten auf Spaziergängen gesehen; ein einziges Mal war sie im Schauspiele. Sie war jedoch glücklich mit ihrem Loose und wollte es nicht ändern. Alfred täuschte sich also, wenn er hoffte, daß seine Huldigung angenommen werden würde. Auch kann ja, sagte sie sich, Alfred sich in dem Gefühle getäuscht haben, welches er für mich empfindet; was er für Liebe hält, kann vielleicht nur Freundschaft sein, vielleicht noch weniger. „In jedem Falle," schrieb sie ihm, „wenn ich wirklich Ihre Theilnahme errege, so werden Sie mir sie dadurch erweisen, daß Sie nicht mehr an mich schreiben."

Cölestine war wirklich entschlossen, es bei dieser Antwort bewenden zu lassen, und dies wäre unzweifelhaft das Klügste gewesen; aber als sie dieselbe noch einmal durchlas, schien es ihr, daß der Schluß doch zu hart. Der Brief Alfred's enthielt ja nichts Anstößiges, höchstens eine Schmeichelei. Liebte er sie wirklich, erforderte es da nicht, nachdem sie ihm jede Hoffnung geraubt, die Menschlichkeit, ja sogar bis zu einem gewissen Grade die Dankbarkeit, ihn durch ein, wenn auch wie obenhin angedeutetes Wort des Wohlwollens zu trösten? Cölestine gab sich dieser Idee hin, über deren wahren Ursprung sie sich nur allzusehr täuschte, und indem sie die Feder wieder ergriff, schrieb sie in aller Unschuld ihres Herzens: „Ich habe mich nach Nichts in der Welt so sehr gesehnt, als nach einem wahren und aufrichtigen Freunde; und dieser Freund, wenn Sie es wünschen und wenn Sie mich Ihrer Freundschaft für würdig halten — Sie sollen es sein."

II.

Es waren vierzehn Tage verflossen. An einem schönen Sonntags-Morgen befand sich Cölestine in ihrem Zimmer, das die Sonne mit ihren wärmsten Strahlen beleuchtete. Es war immer noch dasselbe junge Mädchen, immer noch dasselbe Zimmer, und dennoch würde man im ersten Augenblicke Mühe gehabt haben, beide wieder zu erkennen, so sehr hatte Alles eine andere Physiognomie angenommen. Das Glück und die Freude strahlten aus den Augen Cölestinens; ein heiteres Lächeln umschwebte ihre Lippen. Kurz vorher noch so ernst, so demüthig, so zaghaft, hatte sie jetzt ein freieres und kühneres Ansehn angenommen. Das Haupt, das früher so gesenkt war, hob sich jetzt frei und stolz empor, der Gang, sonst so demüthig und unsicher, war jetzt leicht und schwebend.

Das Innere ihres Dachstübchens hatte zwar keine solche Revolution erlitten, aber doch war eine Umwandlung nicht zu verkennen. Ein einfaches Muttergottesbild, das sonst allein die Wände schmückte, war jetzt umgeben von üppigen, Wollust athmenden Gemälden. Hephaistos, wie er seine Gattin in den Armen des Ares erlauscht, Zeus, wie er der Tochter des Glaukus in der Gestalt eines Schwanes naht. — Ein betäubender Blumengeruch durchduftete das Zimmer: da sah man Blumen auf dem Kaminsimse, Blumen auf dem Tische und Blumen auf der Kommode. Auf dem Bette, über das früher nur eine keusche weiße Decke gebreitet lag, prangte jetzt der Vorrath einer eleganten Toilette. Ein prachtvoller italienischer Strohhut hing an dem Riegel des Fensters.

Es schlug bereits eilf Uhr. Cölestine warf eilig ihr Busentuch ab, ergriff ihr Mieder und setzte sich vor einen kleinen Spiegel . . . . um sich zu schnüren. An der Lebhaftigkeit ihrer Bewegung konnte man leicht ersehen, daß sie die Zeit versäumt; ihre rechte Hand eilte hastig von Oeffnung zu Oeffnung, während die linke den Schnürsenkel mit Anstrengung und immer schnelleren Zügen zusammenzog. Sie war mit dieser Arbeit kaum zur Hälfte fertig, als sie stark an ihrer Thür klopfen hörte. „Mein Gott, ich erwarte Niemand," sagte sie sich, „wenigstens Niemand, der so klopft! — Man ist ohne Zweifel im Irrthume! — — Ich öffne nicht." Sie hatte kaum diesen Entschluß gefaßt, als ein zweiter Schlag ertönte, und bald darauf ein dritter.

Ihre eben noch so geschäftigen Hände sanken zitternd auf den Schooß; der frohe Blick umwölkte sich; Unruhe und Angst bemächtigten sich ihrer, und doch sagte sie sich: „Ich werde nicht öffnen." Da schrie eine starke Stimme durch die Schlüsselöffnung: So machen Sie doch auf! — Machen Sie auf. — Hier ist es doch, wo Fräulein Cölestine wohnt! — Ich weiß, daß Sie es sind. — Ich sehe Sie ja. Bei diesen Worten kreuzten sich die Arme des jungen Mädchens über ihren Busen; ihre Füße zitterten vor Schreck; man sah sie, und sie war fast nackt!

Am Ende war hier kein Zaudern möglich; man mußte unbedingt antworten, und mit zitternder Stimme ließ sie die Worte entschlüpfen: „Was verlangen Sie?" — Was ich verlange, antwortete die Stimme; ich habe es Ihnen bereits gesagt, ich will Fräulein Cölestine sprechen! Sie sind es! — „Nun wohl, ich bin es, aber was wollen Sie?" schluchzte das junge Mädchen mit noch gebrochener Stimme. — Ach, was ich will? Ich werd' es Ihnen gleich sagen . . . Ich komme von Buchlau! — — Der Blitz des Himmels konnte Cölestine nicht so niederschmettern, als diese beiden für jeden Andern so unbedeutenden Worte. Von Buchlau! Hier war ja ihr Oheim, ihr einziger Verwandte, der, wie man weiß, diese Stadt bewohnte! Er war also nach der Hauptstadt gekommen, ohne es ihr vorher wissen zu lassen. Und warum kam er? Warum sie so unvermuthet überfallen? Deutete dieser Schritt ihres Oheims nicht auf Argwohn und Mißtrauen?

(Fortsetzung folgt.)

Reise um die Welt.

*** Bekanntlich war Beethoven in den letzten Jahren seines Lebens menschenscheu und misantrop im höchsten Grade; seine Taubheit, die er nicht gerne merken lassen wollte, trug wesentlich dazu bei, ihn rauh, unfreundlich, ja oft ganz unzugänglich für seine Freunde zu machen, die ihn vergebens in seiner von Innen verschlossenen und verriegelten Wohnung besuchen wollten. — In einer solchen hypochondrischen Laune entließ er, ohne erklärliche Ursache, eines Tages seine alte Haushälterin, und beschloß sein kleines Hauswesen allein zu führen. Der nächste Morgen sah unsern Beethoven schon auf dem Markte, und die erstaunten Nachbarn sahen den großen Compositeur mit einem Laibe Brot und einem Stück Fleisch nach Hause kehren, während Kohlköpfe und Suppen-Grünzeug aus den Taschen seines schlichten braunen Ueberrockes hervorragten. Beethoven ließ nun Partituren und Klavier, vertauschte seine Studien mit dem Linzer Kochbuche und bereitete sein Essen trotz dem berühmten Carème. Eines Tages, als er sich von seinen Fortschritten in der Kunst hinlänglich überzeugt glaubte, wandelte ihn die Lust an, seine besten Freunde zu einem selbst bereiteten Mittagsessen einzuladen. Wie zu erwarten stand, war Alles neugierig, und um die bestimmte Stunde fanden sich die Freunde pünktlich ein, die unsern Beethoven in einer Schlafmütze und mit einer weißen Schürze, in voller Thätigkeit in der Küche fanden. Nach langem Warten setzt man sich endlich zu Tische, Beethoven servirt selbst, aber es ist eben so unmöglich das schreckenvolle Erstaunen der Gäste, wie das Mittagsmahl selbst zu schildern. Eine Suppe, nicht unähnlich der berühmten schwarzen Suppe der Spartaner, in der einige unförmliche und unerklärliche Substanzen herumschwammen, ein Rindfleisch, zäh wie Sohlenleder, rohes Gemüse, zu Kohlen verbrannter Braten und ein Pudding — ein Pudding, der aussah, schmeckte, wie eine im Thran gesottene alte Mütze. Die Gäste konnten keinen Bissen hinunterwürgen, bloß Beethoven aß mit ungeheuerm Appetit, pries jede Speise und behauptete, daß Alles ganz vortrefflich wäre. Erst auf der Straße, nachdem sie sich durch zwei Stunden mit bloßen Schaugerichten begnügt hatten, konnten sie ihrer unbändigen Lachlust freien Lauf lassen, und nie haben sie dieses musikalische Diner vergessen. Es war übrigens das letzte, was Beethoven kochte, denn er wurde der Arbeit wie der Kost müde, die alte Haushälterin wurde wieder in Gnade aufgenommen, Beethoven kehrte zu seinen Partituren zurück und komponirte jene berühmten Symphonien, die noch heute ganz Europa entzücken.

*** Der Artikel eines französischen Witzblattes, die Reise des Königs von Preußen betreffend, beginnt: „Sacrement tarteifle — ach! wie bedauern wir, von der gesammten deutschen Sprache nur diese beiden Worte zu kennen!" Adelung und Campe, selige Sprachaugiasstall-Reiniger, ersteht aus Euren Gräbern! — Castelli, einer der greisen Götter des österreichischen Parnasses, schließt die Anzeige eines von ihm vorgelegten Stückes mit dem Satze: „und ist sich daher in portofreien Briefen an mich zu wenden!" — Colossaler Styl! — Nicht weniger drollig ist der Titel eines loyalen Gelegenheitsgedichtes, von Herrn Karl Meisl in der Wiener Theaterzeitung veröffentlicht. Er lautet wörtlich getreu: „Bei der erfreulichen Wiedergenesung Sr. kaiserl. Hoheit, des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Karl Ludwig u. s. w., drittgebornem Sohne Ihrer kaiserl. Hoheiten, des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzoges Franz Karl und der Durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Sophie. Im Januar 1842." Daß übrigens die österreichische Loyalität so abgedroschen und langweilig in ihren Versen, wie in den Titeln derselben ist, hat Herr Karl Meisl, der jeden höchsten und allerhöchsten Geburts-, Sterbe-, Tauf-, Krankheits- und Genesungsfall zu besingen pflegt, bündig genug bewiesen.

*** Interessant ist die Anzahl von politischen Zeitungen, welche in der Schweiz erscheinen, im Ganzen nämlich siebenzig und einige, von denen fünfundvierzig liberal und fünfundzwanzig klosterfreundlich und aristokratisch sind. Sie erscheinen jede Woche 138 Mal. Wochenblätter und Monatschriften sind hierbei nicht eingeschlossen.

*** Die von Gustav III. von Schweden mit der Bestimmung hinterlassenen zwei verschlossenen Koffer, daß sie erst funfzig Jahre nach seinem Tode feierlich geöffnet werden dürfen, werden nach Ablauf jenes Zeitraums, am 30. April d. J., zu Upsala aufgethan werden.

*** So verachtet bei den Alten der Stand der Komödianten war, so geschätzt wurde der **Künstler**. Dies beweist die Statue des cyrenäischen Fischers in Rom, oder des theatralischen Künstlers, welcher in der unter diesem Titel einst hochbewunderten Komödie Menanders die Hauptrolle, vielleicht wie ein Roscius oder Garrick, darstellte.

*** „Die liebsten Räthe," gab einst Kaiser Friedrich III. (1440 — 1493) auf die Frage: wer von seinen Räthen ihm am liebsten sei? zur Antwort, „die liebsten Räthe sind mir die, die Gott mehr fürchten als mich."

*** Jean Paul nennt irgendwo die Manier, selbst Wörter zu schaffen, oder aus mehren ein Substantiv zu bilden: „Die Wörterselbstzusammenzimmerungsunausstehlichkeit."

*** Hören Sie, Herr Lieferant, sagte der Rechnungsführer eines Spitals, indem er den Wein kostete, den der Lieferant, in Folge einer Versteigerung an den Mindestfordernden, für die Spitalskranken ablieferte, hören Sie, in dem Wein ist **zu viel Wasser**. — Erlauben Sie, Herr Rechnungsführer, bemerkte sein Schreiber, der den Wein nun auch mit bedächtiger Miene gekostet hatte, ich möchte lieber sagen, in dem Wasser ist **zu wenig Wein**.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.

№ 37. Am 29. März 1842.



Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Theater.

Den 24. März. Richard Savage. Trauerspiel in 5 Akten, von Carl Gutzkow.

Herr Emil Devrient . . . Richard Savage.

Devrient ist ein genialer Mensch, da er die Genialität so zur Anschauung bringen kann. Sein Savage tritt als der fieberhaft überspannte, in einem fortwährenden Rausche der Aufregung schwimmende Mensch auf, der allein zu all den excentrischen Schritten fähig ist, welche die Philisterei kaum begreift und für Narrheit, statt für die Krankheit der Poesie, das den Körper dahinraffende Zehrfieber hält, während dessen die Phantasie bald von Bildern aus den Feldern der Seeligen und dem Gesange der Sphären, bald von den Nachtgestalten des Tartarus und dem Wehgeschrei der Verdammten umschlungen ist. Devrients Savage ist fortwährende Extase, Alles zuckt und vibrirt an ihm, es fehlt die innere Ruhe, die Besonnenheit, das Leben in seiner Nothwendigkeit zu erfassen, nur der Augenblick erzeugt bei ihm die That, wie das Gedicht. So träumt, so siecht er dahin. Sein Einziges im Leben, das ihn zum Gotte machen kann, ist sein Ideal, seine erhabene Liebe zu seiner Mutter. Er stirbt an dem Verrathe dieser Liebe. Der Eindruck, den Devrient durch sein Sterben, durch seine Verklärung im Tode, durch den Ausdruck der Glückseligkeit, da er endlich die Mutter gefunden, hervorbringt, gehört zu den höchsten Triumfen, welche die mimische Kunst je auf den Brettern gefeiert hat.

Mad. Ditt ist eine Schauspielerin, welche die Reden der Miß Ellen, deren Begeisterung für das Geniale und Achtung für die Bedeutung und Würde der Kunst selbst so innig fühlt und ihr so mit voller Seele huldigt, daß sie sich selbst giebt, indem sie uns die Miß Ellen vorführt.

Mad. Geisler (Lady Macclesfield) läßt den besten Willen nie verkennen, kann aber aus dem Feuer und Dampf des falschen Pathos zu keiner Abwechselung, Entfaltung und ruhigen, klaren Darstellung kommen.

Herr Wolff (Richard Steele) zeigte die Begeisterung für seine Rolle, man hörte fast das Herzklopfen des Eifers, das Beste zu leisten, er wurde aber dadurch zu dem Vorleser, der sich dahin reißen läßt, der seine eigene Bewunderung des Dichters in den Vortrag des Gedichtes hineinliest. Dies zeichnet den begabten jugendlichen Darsteller aus, muß aber überwunden werden, wenn sich die Darstellung auszeichnen soll.

Den 27. März. Das Bild. Trauerspiel in 5 Akten, von Houwald.

Herr Emil Devrient . . . . Spinarosa.

Resignation ist das Wesen Devrient-Spinarosa's, ergebene Duldung, Trost allein suchend und findend in der Kunst und in der Erziehung Leonhards. Der ernste, besonnene Mann zeigt daher den Zug der stillen Schwermuth, ein leiser Anklang von Wehmuth durchtönt alle seine Reden, auf sein Thun unb Sprechen ist gleichsam ein Dämpfer gelegt. Da findet er die wieder, welche er einzig geliebt, aber dem Lichte seines Lebens fehlt das Licht des Auges, und so trübt ihm auch diese Freude ein gewaltiger Schmerz. Sie liebt ihn noch; er hört es, ohne daß sie seine Nähe ahnt, die Ueberseeligkeit, die er nicht darf laut werden lassen, wird in seinem Herzen zur Andacht, Sie ist seine Gottheit, er sinkt stumm zu ihren Füßen hin. Er muß bald wieder entsagen, die Liebe giebt ihm die Kraft dazu, aber diese Kraft zehrt ihn selbst fast dahin, und der Tod durch das Schwert eines Angreifenden eilt nur um wenige Schritte dem voraus, den er am gebrochenen Herzen gestorben wäre. Wie poetisch schön und wie tief geistig durchdacht führte Devrient diesen Maler vor! Emil ist ein darstellender Dichter, darum sind auch poetische Charaktere, die sich im Schmerze oder in der Freude äußern, seine vortrefflichsten Gestalten. Devrients höchste Kunst besteht darin, die innern Seelenzustände äußerlich so zur Anschauung zu bringen, daß sie dem Verstande des Zuschauers hell und deutlich sich zeigen, daß dieser ihre Wirkungen und Eindrücke ermißt, und sie dann so dem Gemüthe mittheilt, daß dieses nicht von weinerlicher Weichheit, sondern von dem gemilderten Gefühle ergriffen wird, dem das Weh und die Lust des Andern in ihrer rechten Bedeutung, nicht in dem vergrößernden Maaßstabe der Exaltation, erscheinen. So scharf aber auch Alles bei Devrient erwogen, durchdacht, durchstudirt ist, so tritt doch bei ihm niemals das Gemachte hervor, die Berechnung läßt sich nicht mehr erkennen, der Entwurf des Bildes leuchtet nicht durch die Farben durch, wie dies z. B. bei seinem Kunstverwandten Seydelmann der Fall. Was Devrient bietet, erscheint, bei aller Durcharbeitung und gelungenen Ausführung in die feinsten Nüancen, als Schöpfung improvisirender Genialität, so leicht, so lebenswarm, so hervorsprudelnd, so in einem vollen Gusse gegeben.

Lasker.

Der Name Preußen.

Im ersten Jahrzehend des 11ten Jahrhunderts erwähnen zuerst die Chronisten des Namens „Prussen, Pruzzen und Prussien" für Volk und Land, welches ostwärts von der untern Weichsel längs den Gestaden der Ostsee bis an die Memel sich ausdehnt. Die ältere Benennung des Volkes, welches jene Gegenden bewohnte und von dem zuerst eine historische Kunde durch Pytheas uns zukommt, der im Anfange des 4ten Jahrhunderts v. Chr. G. auf seinen Reisen sie dort fand, die später Tacitus, Eginhard und noch am Ende des 9ten Jahrh. Wulfstan uns als Ostiäer, Aestier, Esten ziemlich gleichlautend geben, verschwand von nun an. Woher kommt nun der neue Name und wie ist er zu erklären?

Ueber seine Heimat sind alle Geschichtschreiber einig, die den Namen „Preußen" bei den Polen entstehen lassen; da wurde er zuerst gehört und von hier aus den deutschen Chronisten bekannt, denn Gaudentius, der Lebensbeschreiber und Begleiter des heil. Adalbert, ist der Erste, der ihn gegen das Ende des 10ten oder am Anfange des 11ten Jahrhunderts uns nennt.

Wie ist aber der Name „Preußen" zu erklären? Darüber sind die Geschichtschreiber nicht einig gewesen; viele Etymologieen sind versucht und verworfen worden, nur die des Prof. Voigt behauptet sich als die scheinbar richtigste Erklärung. Dieser spricht sich in seiner „Geschichte Preußens" (Th. 1, S. 301—307) bestimmt darüber aus, daß der Name aus der polnischen Präposition po — bei, an, nach — und dem Namen Russen, zusammengezogen „Po-Russen, P'Russen und Prussen" stamme, also die „an den Russen" oder „die gegen die Russen hin Wohnenden" bedeute. Neuerdings wird diese Erklärung in seinem „Handbuche der Geschichte Preußens" (Th. 1, S. 49) wieder, als dem umsichtigen Forscher die nächste, in Anspruch genommen.

Gegen diese Erklärung sprach sich aber der große Kenner der slawischen Sprache J. J. Schafarik in Prag aus, der in seinem Werke über die Abkunft der Slawen (1828, S. 100) sagt: „Zum Namen der Berge und Flüsse, nicht der Völker, setzt der Slawe po." Wenn der Pole ausdrücken will, daß Jemand bei oder in der Nähe eines Volkes oder anderer Menschen wohne, so gibt er es durch die Präposition u — an, bei, bei Jemand —; soll eine innigere Annäherung ausgedrückt werden, durch przy — bei, neben, an —, aber niemals durch po. So spricht der Pole: u sasiada — beim Nachbar —, u ludzi — bei den Menschen —, mieczkam u Francuson — ich wohne bei den Franzosen —, jestem u brata — ich bin bei dem Bruder ꝛc. Im ältesten Lobgesange auf den heil. Adalbert heißt es: ty siedzisz u Boga w wiecu — du sitzest bei Gott im Himmel (Jekel, „Polens Staatsveränderungen," Th. 3, S. 38). Dagegen wird po zu den Namen der Flüsse, Berge, Seen ꝛc. gesetzt, wie die Namen Pomern, Polaben, Posawci, Polessier u. m. genugsam andeuten; po, mit einem aus einem Volksnamen gebildeten Adjectiv construirt, drückt aus: po francusku — französisch, nach französischer Art —, po polsku — polnisch, nach polnischer Art —, po rusku — russisch, nach russischer Art; es ist schwer zu glauben, daß die Polen veranlaßt wurden, ihre Nachbarn „po rusku" zu nennen, denn die Acistenvölker waren damals den Slawen schon ganz entfremdet.

Die Bezeichnung „Prus" bei den Slawen (Nestor gibt sie in derselben Form) für die Acistenvölker oder den litthauischen Volksstamm wird sich wohl schwerlich auf den Theil derselben, der zwischen der Memel und der Weichsel wohnte, beschränkt, sondern den ganzen Volksstamm, mit dem er seit undenklichen Zeiten in Verbindung und Nachbarschaft gelebt hatte, umfaßt haben und eben so alt sein, als sie sich gegenseitig durch ihre Trennung fremder wurden. Nestor, der sein Geschichtswerk im 12ten Jahrh. schrieb, nennt die Völker, welche die Küsten der Ostsee bewohnen, und reiht sie so an einander, daß die ersten die Lechen sind, dann die Prus kommen und die Tschuden schließen. Er gibt die Anwohner nicht nach den einzelnen Volkszweigen, die ihm alle bekannt sind, sondern nach dem Collectivnamen. Zu den Lechen rechnet er die Pomern, er nennt diese aber nicht als Bewohner der Küste; würde er wohl die Couren, die in so bedeutender Ausdehnung die Ostseeküsten bewohnten, ausgelassen haben, wenn diese nicht zu dem Volke Prus gehört hätten? Die Tschudenzweige kennt er alle, und doch läßt er zunächst den Prus die Tschuden im Collectivnamen sich anreihen. Wie kann aber auch der Name „Prus" von den Russen abgeleitet werden, da diese ihre Herrschaft in jenen Zeiten, als er entstanden sein soll, nicht bis an die mittlere Memel ausgedehnt hatten und somit der Ausdehnung ihres Namens Veranlassung geben konnten, daß die Bewohner des Landes zwischen der Weichsel und der Memel ihren Namen nach einem Brudervolke der Polen, den Russen, durch erstere erhielten? Die Litauer waren damals ganz unabhängig und reichten mit ihren Wohnsitzen bis an das spätere Podlachien, in dem ein anderes Acistenvolk, die Jaczwigi, wohnten, die bis in das 14te Jahrhundert unabhängig waren.

Der ausgezeichnete Forscher K. Zeuß in seinem Werke „Die Deutschen und die Nachbarstämme" kann wohl Recht haben, wenn er den Namen Prus, analog den andern Benennungen der westlich und nordöstlich von den Slawen wohnenden Völker der Niemcy und der Tschuden ableitet. Die Niemcy, die Stummen, die mit ihm nicht reden konnten, waren dem Slawen die Deutschen, so wie die Tschuden, vom altslawischen czuzhd, der Fremde, in Sitten und Lebensverhältnissen ihm die Fremden waren. Die Prus, obgleich dem Slawen schon ganz entfremdet, waren ihm doch die verwandtesten, denn ausgezeichnete Etymologen, Pott und Bopp, weisen nach, daß die litauische Sprache, zu dem Reiche des indo-europäischen Sprachstammes und in diesem die jüngste Schwester gerechnet, noch heute unter den europäischen Schwestern dem Slawischen am verwandtesten ist und so auch ihnen wahrscheinlich den Namen gegeben hat. Zeuß leitet ihn vom altslawischen Adjectiv

prisnyi ab, welches Dobrowski durch: der Nächste, der Verwandte, erklärt. Die Denkmale der altpreußischen Sprache zeigen, daß diese ein sehr naher Dialekt des noch heute gesprochenen litauischen gewesen und daß das Altpreußische, das Litauische, das Kurische und das Lettische einem Volke angehören, welches dann wohl auch in seiner ganzen Ausdehnung von der Weichsel und Drewenz bis zur Düna und Beresina von seinem nächsten und verwandtesten Nachbar mit einem gemeinschaftlichen Namen benannt wurde. Dieser „Prus" ist also dem Slawen das Volk gewesen, welches er seine Nächsten, seine Verwandten nannte. Der Gesammtname verschwand immer mehr, so wie die einzelnen Völkerschaften der Prus dem Westen bekannter wurden, und blieb nur für die am westlichsten Wohnenden im Gebrauch.

Provinzial-Correspondenz.

Putzig, im März 1842.

Daß ein Paar Nachkommen Sem's, in Putzig ansäßig, seit einer geraumen Zeit falsche Briefe, im Namen einiger Kaufleute (Heidenreich und Böhm) an die Kaufleute Herren J. Amort und Gamm in Danzig gerichtet und auf Grund derselben ein nicht unbedeutendes Waaren-Quantum entnommen haben, dürfte Ihnen vielleicht bekannt sein. Die Sache wurde vor etwa 14 Tagen durch eingehende Rechnungen, durch Vergleichung der Handschriften, durch Vermuthungen und Haussuchungen entdeckt und die beiden Betrüger dem hiesigen Königlichen Land- und Stadtgerichte übergeben. Wie aber mit diesem Betruge noch viel größere in Verbindung stehen, ist zu neu, als daß Sie solche erfahren haben sollten, und so erlaube ich mir, Ihnen die Sache der Wahrheit gemäß mitzutheilen. — Dieselben Gauner nämlich verstanden es, seit Jahr und Tag Bernstein zu fertigen. Sie verfuhren dabei auf folgende Weise. Bimstein, der im specifischen Gewichte mit Bernstein al pezzo gleich wiegt, wurde in Stücken von der Größe eines Kindes- bis zur Größe eines Mannes-kopfes von ihnen an verschiedenen Stellen mit ganz kleinen Stückchen des schönsten, wirklichen Bernsteins ausgelegt, dann mit einer breiartigen Mischung, bestehend aus Eiweiß, Lehm und Sand, überpinselt und dann die Proben des wirklichen Bernsteins, doch nur ganz klein, herausgeschabt. Ich versichere Ihnen, ich habe mit Sachkennern, die Jahre hindurch große Bernsteingräbereien geleitet haben, Stücke besehen, die den Kenner in Erstaunen setzten und die so täuschend sind, daß er sie für echt erklären mußte; doch bei weiterer Untersuchung sah man das übertünchte Grab. Glauben Sie aber nicht, daß nur ein Paar Stücke gefertigt worden sind; nein! ich habe das hier beim Kön. Land- und Stadtgericht eingegangene Quantum gesehen und es ist bereits ein 4 Fuß hoher und 2⅓ F. breiter Sack damit angefüllt, und noch täglich gehen mehre Stücke ein. Viele unserer Bauern und auch ein Gutsbesitzer der Umgegend, wie überhaupt viele Bewohner des Ostseestrandes, vom pommerschen Städtchen Leba bis zur Stadt Hela, sind von den Kerlen auf folgende Weise angeführt worden. Schlau genug, wußten sie auszukundschaften, wer einige Thaler baar Geld besäße. Zu dem zogen sie sodann mit einigen Stücken qu. Bernsteins, gaben vor, da und da sei ein großes Stück Bernstein gefunden, welches sie um einen ganz billigen Preis erhandeln könnten, nur fehle ihnen Geld. Sie besäßen auch schon einige recht schöne Stücke Bernstein und wären gerne bereit, dem, der ihnen beim Versatz der producirten Stücke auf ein Paar Tage einige Thaler vorschießen wolle, 5 bis 10 Thlr. Zinsen zu geben. Dabei nahmen sie nur immer ⅔ des angegebenen Werthes ihres Steines, die Leute ließen sich blenden und gaben ihnen ihre blanken Thälerchen gerne hin. Damit zogen sie nun weiter und — sollen noch wiederkommen. Daß dieser Betrug so lange unentdeckt blieb, ist insofern erklärlich, als mir solche betrogene Leute versicherten, sie hätten ja immer den mehrfachen Werth des Darlehns im Kasten gehabt, und — es ist wahr! einigen Leuten, denen die Zeit doch zu lange dauerte, bis die Anleiher wiederkamen, gelang es sogar, ihre Stücke wieder zu verkaufen. Daß auf diese Weise nun noch recht viel falscher Bernstein hier und da wird feilgeboten werden, ist sehr zu vermuthen, und demnach würde ich gerne jeden Menschen, der nicht Kenner ist und doch gerne Bernstein kaufen mag (wie es hier auch einigen klugen Leuten gegangen ist) zurufen: „nehmt Euch in Acht!" —

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.

Literarische Anzeigen.

Die hier angezeigten Bücher sind durch die **Buch- und Kunsthandlung** von **Fr. Sam. Gerhard in Danzig** zu beziehen.